



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Scene in einem Zeitungs-Bureau.

Der Redacteur } einer preussischen Zeitung.
Der Verleger }

Der Verleger sitzt an seinem Pulte und liest mit Befuglichkeit die neueste Nummer der Staats-Zeitung.

Der Redacteur (tritt ein). Guten Morgen!

Verleger. Guten Morgen und noch einmal guten Morgen! Wissen Sie schon die große Neuigkeit? Sie ist da, Gott sei Dank, sie ist endlich da! Redacteur. Wer ist da?

Verleger. Nun, die neue Censur-Instruction. Der Himmel sei gepriesen, nun sind alle Sorgen zu Ende! Nun werde ich nicht jeden Tag mit Ihnen streiten müssen, ob wir diesen oder jenen Artikel zurücklegen oder nicht. Hier haben Sie es, hier lesen Sie, da steht es schwarz auf weiß. Nichts gegen die Religion, Nichts gegen den Staat, Nichts gegen die Gesetzgebung, Nichts gegen die Verwaltung, Nichts gegen Alles, Nichts gegen Nichts.

Redacteur (nimmt rasch die Staatszeitung in die Hand und wirft einen erschrockenen Blick darauf).

Verleger. Sie werden ja ganz blaß, mein lieber Doctor. Ich meinerseits, ich bin ganz zufrieden, überaus zufrieden, unaussprechlich zufrieden. Jetzt kommen unsre guten Tage wieder. Jetzt wird doch ein honneter Verleger wissen, daß er bei seinem Geschäfte Etwas verdient. Das war ja in der letzten Zeit gar nicht auszuhalten. Seit dreißig Jahren waren wir gewohnt, ein hübsches Sümmchen an irgend einen wackern Magister zu zahlen, damit er das Wischen Zeug, das wir für unser Journal nöthig hatten, zusammenklaubt, übersetzt und corrigirt. Seit zwei, drei Jahren ist aber der Gottseibeius in die Journalistik gefahren. Da wollte man von Nichts als

von Deutschland und wieder von Deutschland sprechen; da hieß es, Correspondenten in allen Weltgegenden anschaffen, neue Auslagen machen, schwere Honorare, funfzigfaches Porto, leitende Artikel dem Redacteur extra bezahlen. Der Himmel hätte sich erbarmen mögen. Ein armer Verleger wußte nicht, woher er genug Geld nehmen sollte, um all die Kosten zu bestreiten. Und wenn er damit nur erst ausgekommen wäre. Allein nachdem man sein Kreuz mit den Schriftstellern gehabt hatte, kam erst das Leiden in der Druckerei. Da waren vier lange, mit schwerer Mühe gesetzte Columnen fertig, um Abend gedruckt zu werden; krack! strich sie der Censor. Neuer Satz, neues Manuscript, neue Angst vor neuen Strichen. Jetzt sind wir des Allen enthoben. Wie die Censur-Instruction daliegt, so kann das Publicum keine Ansprüche machen. Wenn ein naseweiser Abonnet leitende Artikel lesen will, so soll er das Gesetz lesen. Ich bin kein Revolutionair; ich, ich bin ein ehrlicher Kaufmann; es lebe das Gesetz! Wollen Sie heute Mittag mein Gast sein? Wir wollen eine gute Flasche Wein trinken. Was schneiden Sie denn für saure Gesichter? Seien Sie geschent! Die Censur-Instruction kommt Ihnen eben so gut zu Statten, wie mir. Ihr Gehalt bleibt dasselbe und Ihre Arbeit wird sich um zwei Drittel verringern. Sie haben sich in letzter Zeit viel plagen müssen, mein werther Freund. Glauben Sie, ich hätte das nicht eingesehen! Ich habe es Ihnen nur nicht gesagt, weil das in meinem Interesse lag. Nun sollen die guten Zeiten wieder beginnen: wir schaffen alle Correspondenten ab. Ich schaffe zwei neue französische Journale an; daraus werden wir das Nöthigste übersetzen, und damit hollah! Friß Publicum oder stirb. Unter uns gesagt, das Publicum liest auch die französischen Nachrichten viel eifriger, als die deutschen. Der ganze National-Enthusiasmus mußte erst herangebildet werden; das Volk war noch zäh. In zwei, drei Jahren wäre die Censur-Instruction vielleicht zu spät gewesen. Gott sei Dank! jetzt kommt sie noch zur rechten Zeit. Sprechen Sie, Doctor, sind Sie heut Mittag mein Gast?

Redacteur (die Staats-Zeitung still bei Seite legend. Nach einer Pause). Offen gestanden, mir ist der Appetit vergangen. Auch muß ich noch heute den leitenden Artikel für morgen früh fertig schreiben; denn so plötzlich können wir doch nicht abbrechen und das Publicum in die Karten schauen lassen.

Verleger. Und warum denn nicht offenes Spiel? Ich sage im Gegentheile, das Publicum soll alle Karten sehen. Die Pique und das Herz, König, Dame, Bube und As. Ich bin ein ehrlicher Mann, mein Freund, ich liebe offenes Spiel.

Redacteur. Aber die neue Censur-Instruction soll ja erst vom 1sten Juli an in's Leben treten.

Berleger. Nichts da, erster Juli; ein guter Unterthan eilt dem Ge-
setze voraus. Glauben Sie, der Censor wird bis zum 1sten Juli warten? Ich
bin ein so guter Unterthan, wie unser Censor; ich bin Preuße, und das ist
mein Stolz; ich sage Ihnen, noch heute werden alle Correspondenten abge-
schafft. Wozu das Geld hinauswerfen bis zum Juli, da es ohnehin zu Nichts
führt, da wir doch keine Concurrenz zu befürchten haben. Lassen Sie den
leitenden Artikel sein. Die Censur-Instruction ist unser Leiter und Wort-
führer.

Redacteur. Ja, womit füllen wir dann das morgige Blatt?

Berleger. Ach, Sie werden noch so viel zahmes Manuscript vorrätzig
haben, um die Nummer auszufüllen. Gottlob, so verwildert ist die deutsche
Nation noch nicht, daß es ihr an zahmen Correspondenten fehlt.

Redacteur. Ich will in meiner Mappe nachsehen, was allenfalls noch
paßt. Hier ist etwas, das wir ohne Anstand nehmen können: Schüchterne
Bemerkungen über das Beleuchtungssystem in Berlin.

Berleger. „Schüchterne Bemerkungen“ ist ein guter Titel; wenn wir
nur viele dergleichen Titel bekämen. Der Ton, die Tendenz, der Inhalt, das
sind drei Species, auf welche die neue Censur-Instruction hinweist: „Schüch-
tern,“ den Ton liebt man; aber „Beleuchtung,“ lieber Freund, „Beleuch-
tung,“ das ist ein gefährlicher Gegenstand. Wer weiß, welche geheime Ten-
denz sich hinter diesem Aussage versteckt; wir sind ja nicht allwissend. Glau-
ben Sie mir, es ist besser, wir lassen den Artikel weg.

Redacteur. „Ueber die Zusammenberufung der Stände.“ —

Berleger. Nichts! Das taugt mir noch! Stände! Die Zeit ist aus.

Redacteur. „Ueber Dessenlichkeit, Mündlichkeit, ein Auszug aus der
Rede des sächsischen Deputirten Braun.“

Berleger. Um Gotteswillen, bleiben Sie mir damit vom Halse!

Redacteur. „David Strauß, der sich selbst widerlegt in einer Reihe
aus seinen Schriften zusammengestellter Sätze.“

Berleger. Gegen die „Tendenz“ dieses Aufsatzes, glaube ich, wäre
Nichts einzuwenden; aber der Inhalt ist gefährlich. Könnten wir nicht die
angeführten Stellen weglassen?

Redacteur. Aber was bliebe dann von dem Aufsatz?

Berleger. Sie haben Recht; lassen wir ihn ganz weg.

Redacteur. Nun in der That geht mein Vorrath zu Ende. Hier ist

noch ein Artikel, den ich für das Feuilleton bestimmte: „Friedrichs II. Urtheile über Religion, aus seinen Schriften aneinandergereiht.“

Verleger. Hören Sie einmal, der selige König Friedrich war ein einziger Mann, ein großer Mann; aber lassen wir ihn bei Seite. Ein lebendiger Censor ist viel mächtiger, als ein tochter König.

Redacteur. Nun müssen wir unser morgiges Blatt mit weißen Lücken erscheinen lassen. Für das Hauptblatt könnte ich noch durch Neben der französischen und englischen Kammer aushelfen; aber für das Feuilleton und die Beilage!

Verleger. Ach mein Himmel! Einige Notizen über China, über das Auftauchen der großen Seeschlange, über ein Kind mit zwei Köpfen, das wieder geboren wurde. Die französischen Blätter haben immer so was vorrätzig für den Fall der Noth.

Redacteur. Aber unser Feuilleton ist literarisch.

Verleger. So geben Sie Auszüge aus dem ersten besten neuen Buch, aus einem alten Buch sogar, wenn Sie wollen.

Redacteur. Am Ende werden Sie sagen, ich soll Luther's Schriften in's Feuilleton abdrucken.

Verleger. Luther's Schriften? Dafür bewahre mich der Himmel. Was sollten wir mit den Stellen thun, wo der Katholicismus angegriffen wird? Die Censurinstruction sagt ausdrücklich: „Schriften, durch welche eine der christlichen Kirchen oder ihre Lehren, Einrichtungen oder Gebräuche oder die Gegenstände ihrer Verehrung herabgewürdigt werden, sind für unzulässig zum Druck zu achten.“

Redacteur. Am Ende verbieten Sie mir sogar Bibelstellen zu citiren.

Verleger. Lieber Freund, Alles mit Maß und Alles mit Politik. Wenn Sie Bibelstellen zu citiren Lust haben und dabei die Quelle angeben, so habe ich Nichts dagegen; aber ohne Quelle müßte ich mir's in der That verbitten. Unsere hochverehrten Censurbehörden haben mit ihrem Gesetzbuche viel zu viel zu thun, um die Bibel auswendig zu kennen und es könnte leicht geschehen, daß man über einige Stellen in den Evangelien oder in dem Jesaias ein schwarzes Kreuz machen würde; die Bibel hat den Radicalfehler, daß sie oft Religionswahrheiten in die Politik hinüberzieht und das verbietet unsere Censurinstruction. Ich sage nicht, daß ich mich scheuen würde, eine neue Ausgabe der Bibel zu verlegen; denn vergessen Sie nicht, die Bibel ist über 20 Bogen stark, aber mit einzelnen Stellen kann ich mich nicht einlassen.

Redacteur. Lieber Freund! Da ich kein Prophet bin, der Wasser aus

einem Felsen schlagen kann und das Delkrüglein einer armen Zeitungswittve in immerwährendem Fluß zu erhalten im Stande ist; da ich weder Lust habe, wie Petrus den Herrn zu verläugnen, noch andererseits Beruf in mir spüre, mich Kreuzigen zu lassen, so lege ich mein Redactionsamt in Ihre Hände nieder. Sehen Sie sich nun um einen anderen Vater für Ihr Kind um. Die Erzväter Abraham, Isaac und Jacob mögen Ihnen beistehen.

Verleger. Aber mein Gott, diese drei Erzväter sind ja Juden; wie leicht könnten sich da antichristliche Tendenzen einschleichen! Haben Sie doch Mitleid mit meiner Lage.

Redacteur. Und wer hat denn Mitleid mit der meinigen?

Verleger. Wenn Sie selbst kein Mitleid mit sich haben und durchaus mit dem Kopf gegen die Wand rennen wollen, so kann Ihnen Niemand helfen!

Redacteur. Auch das ist eine Volksstimme! Sie haben Recht! — Ich empfehl' mich Ihnen. —

II.

Notizen.

— „Tausend und eine Nacht,“ mit wahrer Feenherrlichkeit ausgestattet, ist das Stück, welches in diesem Winter den größten Success in Paris machte. Der Jubrang ist so unerschöpflich, daß die Direction fast die Aussicht hat, wirklich tausend und eine Nacht hintereinander gefüllte Häuser zu haben. Den Wiener Theaterdirectoren — die einzigen in ganz Deutschland, welche ein Stück hundertmal in einem Jahre zur Aufführung bringen können — ist der Mund wässerig. Herr Pokorny, der Director des Josephstädter Theaters in Wien, begibt sich in eigener Person nach Paris, um das große Cassaubauberwerk von da in die geliebte Kaiserstadt verpflanzen zu können. Pokorny ist einer der thätigsten und wohlwollendsten Theater=Impresarios in Deutschland. Er hat vor Kurzem das Anerbieten gemacht, das Burgtheater in Pacht zu nehmen, — bei der Beliebtheit, die dieser Mann durch Redlichkeit und Wohlthätigkeitsinn sich in Wien erworben hat, so wie andererseits bei der immer wachsenden Unzufriedenheit mit der Verwaltung des Herrn von Holbein, ist es leicht möglich, daß dem Burgtheater in kurzer Zeit eine Krise

sis bevorsteht, wobei das Publicum, die Schauspieler und — die Theaterdichter nicht verlieren würden.

— — Bisher hatten wir es blos mit den executirenden Musikern zu thun, die wie die Zugvögel die Welt durchflogen, um mit ihren Concerten uns zu beglücken, nun kommen sogar die Nichtexecutirenden angezogen, die bloßen Componisten, Symphonien- und Romangenfabrikanten, die in ihrer Heimath keine Propheten sind und daher im Auslande ihren Ruhm zu pflanzen suchen. Was macht Herr Berlioz in Deutschland? In Paris, wo er Recensent für das Journal des Debats ist, kann man es begreifen, wie er als gefürchteter Kritiker eines großen Blattes Lobhuder, Künstergefälligkeiten und Unterstützung bei der Ausführung seiner wahnsinnigen Compositionen findet. Was aber verschafft ihm in Deutschland die zweideutige Ehre, getäuschte Zuhörer und nachsichtige Kritiker zu finden? Wenn die guten Deutschen nur wüßten, wie schändlich sie sich vor dem Auslande blamiren, wenn sie das Neusitzer des foreirten und gemachten Renommées für echt nehmen.

— — Man hat in letzter Zeit so viele neue Ausgaben verstorbener Dichter veranstaltet; warum hat man noch nicht an die Gesammtausgabe eines unserer merkwürdigsten und phantasie reichsten Dichter gedacht, an Clemens Brentano? Zum wenigsten sollte man eine der eigenthümlichsten Productionen dieses Romantikers, „Hinkel, Gackel, Gockeleia,“ in einer neuen Ausgabe in's Publicum bringen. Der Verleger würde dabei gewiß seine Rechnung finden. Diese tiefhumoristische, wenn auch am Schlusse etwas mystische Dichtung erschien zu einer Zeit, wo man sich viel mit den Kämpfen des jungen Deutschlands beschäftigte und den älteren Schriftstellern einige Augenblicke schmollend den Rücken kehrte. Jetzt würde dieses Buch gewiß zu der Anerkennung kommen, welche ihm so reich gebührt, um so mehr, als der Verfasser indeß gestorben ist und wir Deutschen gewöhnt sind, den Dichter, so lange er lebt, ver kümmern zu lassen und nach seinem Tode ihm Monumente zu setzen.

— — Die folgende Anekdote ist keine Erfindung, sondern schlichte einfache Wahrheit, wie sie sich vor wenigen Tagen in Brüssel zugetragen. Die vor Kurzem neugestiftete medicinische Akademie in Brüssel hat in einer ihrer letzten Sitzungen einen berühmten und gelehrten französischen Arzt zu ihrem auswärtigen Correspondenten ernannt; halb darauf erhielt jedoch die gelehrte Versammlung die Nachricht, daß ihr ehrenwerther Correspondent schon seit zehn Jahren todt sei. Herr Bleminder, der Präsident der Akademie, hat darauf den Vorschlag gemacht, fortan, bevor man einem Gelehrten sein Diplom

als correspondirendes Mitglied zusende, erst eine Bescheinigung, daß er noch am Leben sei, von ihm einzuholen.

— — Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es, daß die Cölnische Zeitung die neue preussische Censur-Instruction am Aschermittwoch publicirt hat. Da in Cöln der Hauptsitz der kurzen journalistischen Maskenfreiheit war und da der Cölner Carneval der berühmteste in ganz Deutschland ist, so konnte für das neue Edict kaum ein passenderer Tag gefunden werden, als der, an dem die Fasten ihren Anfang nimmt. Wie lange haben wir nun bis zum Ostertag?

— — Da der vielbesprochene Herr Bischof Alexander seit dem Anfang dieses Jahres Redacteur einer Zeitung geworden ist (sie erscheint in englischer, deutscher und hebräischer Sprache und ist theologischen Inhalts), so gehört er in den Ressort der deutschen Journalistik und wir glauben daher einige Notizen über das Leben dieses unseres neuen Herrn Collegen dem Publicum nicht vorenthalten zu dürfen. Herr Alexander ist seiner Geburt nach ein polnischer Jude, der ungefähr in seinem achtzehnten Jahre, der englischen und deutschen Sprache nicht mächtig, nach London kam. Seine bedeutende talmudische Gelehrsamkeit, so wie der Umstand, daß der vor Kurzem verstorbene Ober-Rabbiner von London, the reverend Rabbi Herrschel gleichfalls ein Pole war, verschafften ihm einige Unterrichtsstunden bei den ärmeren Juden Londons, von denen viele polnische und deutsche Eingewanderte sind und den polnisch-deutschen Jargon noch nicht abgelegt haben. Bald darauf verschaffte ihm sein erwähnter Gönnner einen Platz als „Schochet“ (Schlächter) in einer Provinzialstadt, wenn wir nicht irren, in Manchester. Da das Gehalt eines solchen Schlächters nicht hinreicht, um ihm ein genügendes Auskommen zu verschaffen, so trieb der jetzige Bischof einen kleinen Hausirhandel dabei mit Leuchtern, Pfeifen, Federmessern u. s. w., die er in den öffentlichen Plätzen feil bot. Durch dieses Geschäft kam er zum ersten Male in nähere Berührung mit — Christen. Seine leichte Fassungsgabe verhalf ihm bald zu einer ziemlichen Kenntniß des Englischen und es ist kein Wunder, wenn mit der Ausdehnung seiner Kenntnisse sein Geschmac für seinen Schlächterberuf sich bedeutend minderte. Nach der Art der meisten Polen von feuriger Gemüthsart und dem weiblichen Geschlecht nicht abhold, fand seine Frau, mit der er seit zwei Jahren sich vermählt hatte, Ursache zu vielfachen Klagen gegen ihn. Ein Scheidungsproceß wurde anhängig gemacht und der Oberrabbiner in London, der erste Richter in dieser Angelegenheit, berief Herrn Alexander nach London, wo er ihm harte

Vorwürfe über seinen nichts weniger, als streng jüdisch-religiösen Wandel machte. Daraus entspann sich ein Zerwürfniß, in Folge dessen Herr Alexander nicht mehr nach seinem Bestimmungsorte zurückkehrte, sondern in London blieb, wo er mit einer Bibelgesellschaft in Verbindung trat und die Correctur des in hebräischer Sprache gedruckten neuen Testaments übernahm. Die Notizen, die wir hier geben, sind authentisch und wir müssen zur Bekräftigung den Mann citiren, von dem wir dieselben erhielten. Es ist Herr Newton, früher Vorsteher der jüdischen Gemeinde in London. Die weitere Laufbahn des Bischofs Alexander ist uns unbekannt, da er bald nach seinem Bruche mit seinen jüdischen Glaubensgenossen natürlicher Weise ihrer Aufmerksamkeit entschwand. R.

— — Daß der König von Baiern in der Walthalla keinen Platz für Joseph II. fand, scheint die Oesterreicher tief zu kränken; seit einiger Zeit kommen die Wiener Journale immer wieder auf diesen großen Kaiser zurück. So enthielten die Sonntagsblätter unter der Ueberschrift „der Kontrolorgang“ eine Reihe interessanter Anekdoten aus dem Leben Joseph's II. Der sogenannte „Kontrolorgang“ ist nämlich eine der interessantesten Stellen der kaiserlichen Burg zu Wien. Dorthin kam Jeder, der von Joseph II. eine Gnade ersuchen, seine Gerechtigkeit anrufen, um Schutz gegen Machtsprüche von Unterbeamten bitten, heilsame Anschläge zu öffentlichen Anstalten thun, überhaupt dem Monarchen sein Anliegen persönlich vortragen wollte. Daher sah man ihn auch, bei Anwesenheit des Kaisers in Wien, den ganzen Tag über mit allen Gattungen von Menschen angefüllt, welche Suppliken in Händen trugen, oder ihre Geschäfte mündlich zu verrichten bereit waren. So wie der Kaiser aus der Thür trat, umringten ihn Alle, überreichten die Bittschriften, baten um die allerhöchste Signatur und gingen ab. Wer etwas mündlich vorzutragen hatte, erklärte sich auf der Stelle im Gange selbst, außer seine Geschäfte erforderten eine längere Unterredung, wo er dann die Erlaubniß erhielt, in ein naheß Zimmer zu treten, um sich dort weiter zu erklären.

Bei der Anwesenheit Papst Pius VI. in Wien 1782 stellte sich einige Tage vor der Abreise desselben ein Bauer früh in den Kontrolorgang, wo er bis zum Abend wartete, um denselben zu sehen. Abend sieben Uhr bemerkte ihn der Kaiser und frug nach seinem Begehren. Der Bauer antwortete, daß er zehn Meilen weit gelaufen sei, und hier schon den ganzen Tag stehe und den Papst erwarte, denn er wolle ihn gern sehen. Der Kaiser hieß ihn lächelnd mit ihm gehen und führte ihn selbst zum Papste, dem die Neugierde des Landmannes so wohl gefiel, daß er ihm den Segen ertheilte, ihn zum

Handkuß ließ und mit einer Denkmünze beschenkte. Als der Bauer freudig die Burg verließ, sagte er beim Herausgehen zu einer Wache: „Wenn das meine Landsleute Alle wüßten, daß einem der Papst noch Geld dazu gibt, unser ganzes Dorf wäre gekommen, ihn zu sehen.“

Als der Kaiser im Jahre 1784 die königliche Statthalterei in Ungarn nebst andern Dikasterien nach Ofen verlegte, bat die Stadt um die Erlaubniß, dem Monarchen aus Dankbarkeit eine Bildsäule errichten zu dürfen. Joseph schrieb auf die Bittschrift, die ihm zu Wien überreicht wurde: „Wenn die Ungarn einmal das Urbarium wie in meinen übrigen Ländern festgesetzt, die Robot oder Frohnen abgeschafft und die Rectification der Güter nach dem vierzig Prozentfuß zu Stande gebracht haben werden; dann glaube ich eine Statue von der ganzen Nation zu verdienen; daß ich aber jetzt den Ofenern Gelegenheit verschaffte, ihren Wein, Fleisch und Wohnungen theurer anzubringen, deswegen verdiene und acceptire ich noch keine Statue. Joseph.“

— — Nichts persifflirt wohl unsere thatlosen Friedenssoldaten beißender, als eine Anekdote, die in diesem Augenblick in Paris circulirt. Grifier, der geschickteste und berühmteste Fechtmeister in Paris, hat einen Neffen, der sein bester Schüler ist. Der junge Mann hatte nun das Unglück, leghin militairpflichtig zu werden und eine schlechte Nummer zu ziehen. Sein Oheim will daher eine öffentliche Fechtübung veranstalten, um vom Ertrage derselben seinem Neffen einen Stellvertreter zu kaufen; „denn,“ sagt er, „mein Neffe soll nicht Soldat werden; ich will, daß er die Waffen führe.“ † †

— — Bei Stöckholzer in Wien ist ein Geisterroman von Della rosa erschienen: „Der Teufelsmüller oder der Sturz der Ritter vom Höllenbunde,“ welcher gleich den übrigen dieses Krames ein Conglomerat von Unsinn, Abgeschmacktheit und ästhetischer Rohheit darbietet. Es scheint eine Art von Nemesis zu walten, indem man fortan jedem Papierverderber den Namen Della rosa beilegt, der bekanntlich schon seit längerer Zeit die Erde verlassen und bereits jenem Geisterlande angehört, dem er hienieden schon befreundet schien.

In Frankreich macht man sehr häufig die Affisen zum Roman und slicht dem Verbreechen poetische Kränze, allein was soll man zu den Hirngespinnsten der deutschen Geisterromane sagen, welche sich ordentlich Mühe geben, Albernheit zu erfinden, während dort die Wahrheit nur verzerrt und parodirt erscheint? Dort ist nur die Auffassung verkehrt, aber hier ist es der Gedanke. Gedanke? hat denn ein solches Buch auch Gedanken? Oder ist es nicht eben die totale Geistesarmuth ihrer Verfasser, das verzweiflungsvolle Bemühtsein

innersten Unvermögens, das sie auf ein Gebiet hinüberdrängt, wo jede denkbare, jede natürliche Verantwortlichkeit hinwegfällt? Einen Menschen muß man mindestens menschlich sprechen lassen, ein Gespenst dagegen kann so dumm reden als es will. Ebl.

— — Eine überaus freudige Sensation machte hier die Nachricht von der Begnadigung Herwegh's durch den König von Württemberg. Bekanntlich war dem jungen Dichter, in Folge eines Desertions- oder Insubordinationsvergehens, die Heimath verschlossen. Als er, aus Preußen mit Ungestüm verjagt, von der Republik Zürich fortgewiesen, vom gesammten deutschen Philisterium beachselzuckt, nirgends „in den drei und dreißig Reichen“ eine gastliche Schwelle sah, da erst fiel es ihm ein, an die rechte Thüre zu klopfen. Am 11. Februar, zwei Tage nach dem Kleinsinnigen Beschluß des Großen Rathes von Zürich, schrieb Herwegh an den König. Die Begnadigung war wohl zu erwarten. Aber es kommt auf die Art an, mit der sie ertheilt wurde: Herwegh erhielt umgehend Antwort. Wir können uns die Freude denken, mit welcher die Würtemberger diesen rührenden Zug ihres Königs erzählen werden, der bei jeder Gelegenheit auf eine so schlichte Weise seinen Edelmuth bewährt, der so recht als echter Schwabe einen Schwabenschrei dem sonst Tüchtigen gern verzeiht. Manches Glas wird harmonisch anklingen und mit Begeisterung wird man wieder Justinus Kerner's Lied anstimmen: „Preisend mit viel schönen Reden“. Der König von Württemberg gehört aber auch zu den seltenen Fürsten, die man laut preisen darf, ohne in den Verdacht der Schmeichelei zu fallen.

— — Die „Elegante“ bringt einen sehr pikant und lebendig geschriebenen Brief aus Berlin über den großen Maskenball und die persönliche Liebenswürdigkeit des Königs von Preußen. Zum Schlusse heißt es ungefähr: wenn der König jährlich vier solche Maskenbälle gäbe und alle liberalen Schriftsteller einsperren ließe, so würde in Berlin kein Hahn danach krähen. Wir halten diese Bemerkung, ohne an der persönlichen Liebenswürdigkeit des Königs zu zweifeln, nicht nur für sehr gewagt, sondern auch für eine ungerechte Beleidigung Berlins. Der Briefsteller nennt sich selbst mit Nachdruck einen „Demokraten“! Echte Demokraten schlagen sonst eine persönliche Liebenswürdigkeit nicht so hoch an.

— — Herloskohn richtet im „Teleskop“ (Beilage zum „Komet“) an den deutschen Michel eine „Aschermittwochsbrede“, die manche bittere Wahrheit enthält. Echt humoristisch aber ist eine Stelle, die ungefähr lautet: „Schämen solltest Du Dich, Michel! Nächstens wirst Du tausend Jahr alt. So ein er-

wachsender Junge und muß noch mit den kleinen Kindern in die Schule gehen. Hat's noch nicht einmal so weit gebracht wie die Dänen. Schau Dir 'mal die Franzosen an oder die Engländer zc." Der deutsche Michel läßt sich aber seit einem Jahre viel predigen und bleibt stumm wie ein Fisch. Ob er sich schämt oder auf seine alten Tage taub geworden ist? Am Ende hat er vor lauter russischen Einflüssen seine Muttersprache verlernt. Eines Tages erwachen wir mitten in Wien oder Berlin und wenn wir den deutschen Michel fragen, welche Zeit es ist, schüttelt er den Kopf und antwortet, wie eine stockböhmisches Schildwache: „Nix teitsch.“

— Den Culturzustand eines Volkes kann man auch daran erkennen, was es stiehlt. In Leipzig hat unlängst eine Bauerfrau bei einem Buchbinder ein — Stammbuch gestohlen. Die arme Diebin wurde erwischt und als man das corpus delicti bei ihr fand, meinte sie, ihr Mann habe ihr's zum Geburtstag geschenkt. Der Bauer — jedenfalls ein Naturdichter — hatte noch keinen „Fersch“ hineingeschrieben; aber man sieht doch, wie tief die ästhetische Bildung in's Volk gedrungen ist.

— Berlin kann sich jetzt leicht mit Paris oder London messen. Im Thiergarten kann man bei hellem, lichtem Tage geraubmordet werden; Einbrüche und Diebstähle werden bei Tag und Nacht auf eine wahrhaft melodramatische Weise begangen; kurz wenn in Preußen öffentlich-mündliche Gerichte wären, so könnte es für eine Berliner Gazette des Tribunaux keine brillantere Saison geben. Für die Zeitungen, die in Folge der neuen Censur-Instruction an Stoffmangel leiden, sind diese nichtpolitischen Begebenheiten ein wahres Labfal.

— Der edle Dichter des „Laienevangeliums“ Friedrich v. Sallet ist zu Breslau, 31 Jahr alt, gestorben. Vor kurzer Zeit erst veranstaltete er eine Ausgabe seiner „Gesammelten Gedichte,“ die er selbst verlegte. — Am 10. dieses starb in Leipzig der beliebte Viedercomponist und Musikdirector Pohlentz eines wahrhaft seligen Todes. Er legte sich gesund und heiter zu Bette und ging im Schlaf aus der Welt.